

1.

Es war, als seien die vier merkwürdigen Wesen vom Himmel gefallen. Langsam, einen Schritt vor den anderen setzend, die Füße kaum vom Boden hebend, bewegten sie sich voran. Ringsum herrschte Stille.

Arben Duka konnte sich nicht erinnern, je eine solche Straße gesehen zu haben. Außer vielleicht in einem lange vergessenen Traum. Er beobachtete, wie die vier merkwürdigen Wesen an ihm vorübergingen, und wünschte sich, dieser Augenblick möge nie eine Ende haben.

Die alten Häuser, fast alle fünf Stockwerke hoch und ineinander verschachtelt, hatten graue Fassaden. Auf beiden Seiten begrenzten breite, mit Natursteinplatten belegte, sauber gefegte Trottoirs die Sackgasse. Darauf befanden sich Inseln aus schwarzer Erde, aus denen Bäume in die Höhe ragten. Ihre grün belaubten Kronen reihten sich parallel zur Front der Häuser. Sie starrten auf die vier merkwürdigen Wesen herab, die unter ihnen vorbeiging.

Arben Duka schaute bloß. Die vier wandten den Blick nicht nach links oder rechts. Den Schatten der ineinander verschachtelten Häuser schienen sie nicht zu fühlen. Auch auf die kleinen Messingplatten an allen Stämmen, auf denen die Namen sowie die Geburts- und Todestage von Menschen eingraviert waren, achteten sie so wenig wie auf die Vögel, die über ihren Köpfen umherflatterten.

Der alte Mann schob den Rollstuhl, in dem steif wie eine Statue eine alte Frau saß. Niemand wollte ein Wort an sie richten, oder konnte es, nicht einmal ihr Fuhrmann. Zwei weitere Greisinnen humpelten auf dem geräumigen Gehsteig neben ihnen her. Auch sie wechselten kein Wort miteinander. Alle schwiegen.

Schwerfällig bewegten sich die alten Leiber voran, schweigend und gänzlich unbeeindruckt von den schönen Autos am

Straßenrand und den Strahlen der kalten Sonne am blauen Himmel.

Nur Arben Duka, der als einziger Gast an einem der Tische vor dem bosnischen Lokal „Asra“ saß, machte sich Gedanken über die vier merkwürdigen Wesen, die vom Himmel gefallen zu sein schienen und nun unterwegs waren zu einem unbestimmten Ort.

Er saß da und schlürfte seinen dritten oder vierten Kaffee, ohne die Greise aus den Augen zu lassen.

Sie bewegten sich so langsam voran, daß man Zweifel haben konnte, ob sie jemals auf der anderen Straßenseite anlangen würden. Arben Duka dachte nach. Er selbst an ihrer Stelle hätte wahrscheinlich eine schnellere Gangart angeschlagen. Aber wäre das Ergebnis deshalb ein anderes gewesen? Anders als traurig?

Die vier Greise, Arben Duka und die hohen Bäume mit ihren geraden Stämmen waren an diesem Sonntagnachmittag im September 1996 das einzige, was ein wenig Leben in die Maystraße in Stuttgart brachte.

Dieser Augenblick war ein Beginn.

Denn während er, den Blick auf die merkwürdigen Greise gerichtet, über die Menschen nachdachte, die nicht den Weg von der Erde zum Himmel hinauf fanden, sondern nur vom Himmel herunter auf die Erde, änderte sich die Richtung seines Schicksals.

Arben Duka zündete sich die sechste oder siebte Zigarette an. Nicht, weil er große Lust aufs Rauchen gehabt hätte, sondern nur, weil ihm so der Kaffee besser schmeckte, den er brauchte, um seine Kehle zu befeuchten, die vom Tabak brannte.

Hingelümmelt saß er auf dem schmutzigen weißen Plastikstuhl vor dem „Asra“, die Zigarette in der einen und die Kaffeetasse in der andern Hand. Seine Gedanken kamen in Bewegung, doch sie flogen nicht, sie schleppten sich hin. Wie die vier merkwürdigen Greise.

2.

Der kleine Ort, an dem ich meine Kindheit verbrachte, war kein Dorf, aber auch keine richtige Stadt. Er war ein Städtchen, das Reka hieß. Reka bedeutet soviel wie Fluß, obwohl es in unserem Städtchen gar keinen Fluß gab. Früher, so erzählte man sich, sei dieser Ort eine große Stadt gewesen, und auch einen Fluß habe es gegeben, der allerdings zu einer Zeit, an die sich niemand mehr erinnern könne, über die Ufer getreten sei und alles mit sich fortgerissen habe. Häuser, Menschen und Vieh. Doch dann seien andere Menschen gekommen und hätten sich an der gleichen Stelle niedergelassen und ihre Häuser gebaut.

Aber das war Erwachsenenkram. Ich war damals noch klein und wußte nur eines ganz sicher: daß man mich Arben rief. Erst viel später erfuhr ich, daß Menschen nicht nur einen Vornamen haben, sondern auch einen Nachnamen.

Reka unterschied sich sehr von den Orten, die ich, als ich noch ein Kind war, im Schwarzweißfernsehen zu sehen bekam. Bei diesen handelte es sich um große Städte mit turmhohen Gebäuden und kerzengeraden, hell erleuchteten Straßen, auf denen Hunderte von Autos umherfuhren. Diese Straßen waren gesäumt von breiten Gehsteigen, auf denen sich Menschenströme an hohen Fassaden entlangwälzten. Ein Labyrinth.

In unserem Städtchen sah es ganz anders aus. Die Straßen waren nachts stockfinster. Die Leute benutzten die Fahrbahn, weil es keine Gehsteige gab. Man sah auch Pferdefuhrwerke, wie sie in den Städten im Fernsehen nicht vorkamen.

Reka hatte gerade einmal fünftausend Einwohner und lag in einer Ebene namens Dukagjin. Sie sah aus wie ein ringsum von großen Bergen umgebener grüner Teppich. Wenn sich diese Berge mit den schwarzen Wolken verbündeten, bekamen alle Angst. Auch ich. Wahrscheinlich sogar noch mehr als die anderen. Noch heute erschrecken mich dunkle Wolken, egal an welchem Himmel.

Wir lebten in einer Ecke dieser Ebene, die vor vielen tausend Jahren ein richtiges Meer gewesen ist oder doch ein gewaltiger, an ein Meer erinnernder See. Das erfuhren wir in der Schule. Die Lehrer brachten uns auch bei, daß unserer Ebene nach einem Fürsten benannt sei, der zu Zeiten unseres Nationalhelden Skanderbeg gelebt und an seiner Seite gekämpft habe, bisweilen aber auch gegen ihn. Weil ich damals schon keinen Großvater mehr hatte, behauptete ich meinen Kameraden gegenüber, dieser habe sich als ein Kampfgefährte des Dukagjini bei einem Angriff schützend vor den Fürsten geworfen und sei dabei gefallen. Meine Talente liegen gewiß nicht auf dem Gebiet der Mathematik, was ich allerdings erst später begriff. Jedenfalls war ich außerstande, mir auf rechnerischem Weg die Einsicht zu verschaffen, daß mein Großvater kein Zeitgenosse Skanderbegs gewesen sein konnte. Seine Heldentaten existierten nur in meiner Phantasie. Meine Kameraden lachten mich deswegen aus. Ihnen war völlig klar, daß mein Großvater auf gar keinen Fall an der Seite des Fürsten Dukagjini gekämpft hatte, dessen Tod bereits ein halbes Jahrtausend zurücklag, während mein Großvater sich erst vor zwanzig Jahren vom Leben verabschiedet hatte. Das hinderte mich nicht daran, weiterhin hartnäckig an den freundschaftlichen Umgang meines Großvaters mit Fürsten und Königen zu glauben. Ich sehnte mir einen Fernsehbeitrag über den Fürsten Dukagjini und seinen König Skanderbeg herbei, weil dann zwangsläufig auch von meinem Großvater die Rede gewesen wäre. Meinen Kameraden hätten sprachlos die Mäuler aufgerissen. Leider brachte das Fernsehen nichts dergleichen, sondern zeigte Partisanen im heftigen Kampf mit den Deutschen oder Wildwestfilme. Stundenlang saß ich vor dem Bildschirm, bis ich irgendwann die Geschichte mit Dukagjini und meinem Großvater vergessen hatte.

Außer ein paar neuen Häusern, an denen schon jahrelang gebaut wurde, ohne daß sie je fertig wurden, gab es in meinem Städtchen nur zwei große Gebäude. Bei uns hießen sie die „roten Bauten“. Sie standen am Hauptplatz und besaßen jeweils

sieben Stockwerke. Es gab auch eine Hauptstraße, die nach Marschall Tito benannt war. An manchen der Häuser, die sie säumten, hingen blaue Tafeln mit seinem Namen. Die Hauptstraße war sehr lang und sehr gerade. Von uns aus gesehen, machte sie hinter dem Hauptplatz eine Biegung in eine Richtung, mit der ich keine konkrete Vorstellung verband. Allerdings wußte ich von meinem Vater, daß die Straße, die in unserem Ort Marschall-Tito-Straße hieß, zwei große Städte miteinander verband. Unser Städtchen war also nur eine Zwischenstation.

Diese kerzengerade Straße war die belebteste in ganz Reka, und am besten gefiel sie mir, wenn an den Feiertagen im Mai und im November an jedem der Beleuchtungsmasten (deren Lampen nie Licht abgaben) acht bunte Fahnen flatterten. Die Masten waren aus Metall, und die Fahnen waren an speerförmigen Hölzern befestigt, die davon abstanden. Nach den Feiertagen blieben die bunten, sterngeschmückten Fahnen wochenlang hängen, bis dann eines Morgens ein Lastwagen mit städtischen Bediensteten in blauen Arbeitsanzügen angefahren kam und sie endlich abgenommen wurden.

Die meisten Häuser und sämtliche Geschäfte unseres Städtchens befanden sich an der Marschall-Tito-Straße. An den Arbeits- und Schultagen füllte sie sich zu bestimmten Zeitpunkten am Vormittag, Mittag und Abend mit Menschen. Weil es, wie bereits berichtet, keine Gehsteige gab, gingen Erwachsene und Schüler zwischen Autos und Pferdekarren auf dem Asphalt. Für die Autos bedeutete dies, daß es zu bestimmten Stunden bei uns kaum ein Durchkommen gab. Es bereitete mir Spaß, von unserer Terrasse aus die Menschenmenge zu beobachten, vor allem abends, wenn die Schüler in ihren blauen Uniformen lachend und sich streitend vom Nachmittagsunterricht kamen. Gewöhnlich waren sie in Vierer- oder Fünfergruppen unterwegs.

Das zweistöckige Haus, in dem ich mit meiner Mutter und meinem Vater wohnte, lag im unteren Teil der Marschall-Tito-Straße.

Unsere kleine Familie unterschied sich wenig von anderen Familien, sieht man einmal davon ab, daß bei uns ständig von einer besseren Wohnung geträumt wurde. Und heimlich auch dafür gestritten.

Der Staat (so hieß der Arbeitgeber meines Vaters) hatte ihm keine Wohnung zur Verfügung gestellt. Deshalb waren wir gezwungen, uns eine private Wohnung nehmen. Das hieß, daß wir Miete bezahlen mußten, wofür die Hälfte von Vaters Lohn draufging. Mutter arbeitete nicht. Wer in einer Wohnung vom Staat wohnte, mußte keine Miete bezahlen. Das belastete die Beziehung zwischen meinen Eltern. Es wurde selten gelacht bei uns, und etwas anderes, das auf die Stimmung drückte, gab es, glaube ich, nicht. Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, fällt mir auf, daß bei uns nicht nur wenig gelacht, sondern auch wenig gesprochen wurde, und daß wir so gut wie nie Besuch bekamen. Auf jeden Fall ging es bei uns völlig anders zu als bei den Leuten, die auf der anderen Straßenseite wohnten.

Das waren recht merkwürdige Nachbarn. Sie wohnten in einer alten Hütte, die ihnen, wie Vater sagte, vom Staat zur Verfügung gestellt worden war, was mich verwirrte, weil mir komisch erschien, daß ein Staat auch Bruchbuden aus Lehmziegeln verwaltete. Anders als unser Haus, das von einer schönen roten Ziegelmauer umgeben war, stand sie nackt und bloß da und konnte von allen vier Seiten aus eingesehen werden.

Die Familie, die in diesem Haus lebte, war im ganzen Städtchen Reka bekannt. Sie bestand aus Rama und Rukia sowie ihren beiden Söhnen Mani und Vllaznim.

Ich erinnere mich noch genau, wie ich zum ersten Mal einen Streit zwischen Rama und Rukia miterlebte. Ich rannte zu meiner Mutter und verbarg weinend meinen Kopf in ihrem Schoß. Warum, ist mir bis heute nicht ganz klar. Vielleicht hatte ich Angst, sie würden einander umbringen. Oder zu uns herüber-

kommen. Oder ich fürchtete, meine Eltern könnten miteinander zu streiten und zu schimpfen anfangen wie Rama und Rukia. Schließlich waren sie ebenfalls Mann und Frau. Und behauptete nicht meine Mutter ständig, es gehe in allen Ehen gleich zu?

„Ich bringe dich und deine verdammten Bälger um!“ hörte ich Rama brüllen.

„Hau doch ab und ficke deine Huren, los, geh zu den anderen Hurenböcken!“ kreischte Rukia in dem von allen Seiten einsehbaren Garten ihrer Hütte. Sie kam in unsere Richtung gerannt und bog dann, immer noch rennend, in die Marschall-Tito-Straße ein.

„Ich kann so viele Huren haben, wie ich will. Dich hätte außer mir sowieso keiner genommen! Niemand will sich die ganze Zeit deine Fürze anhören!“ brüllte ihr Rama nach, so daß es durch die ganze Straße dröhnte. Mit einem Prügel oder einer Gerte oder einem Gürtel in der Hand machte er sich schwankend auf die Verfolgung.

Bei ihrer Flucht die Straße hinunter beschimpfte ihn Rukia in einer Sprache, die ich nicht verstand. Auch Mutter begriff nicht, was sie einander an den Kopf warfen. Daß wir sie nicht verstehen konnten, lag daran, daß sie Roma waren und ihre eigene Sprache hatten. Jedenfalls blieb Rama seiner Frau in Worten offensichtlich nichts schuldig, auch wenn er es mit den Füßen nur bis zum Gartentor schaffte.

Rama und Rukia stritten sich oft, und jedesmal mußten wir uns ihr endlosen Geschimpfe und Gekreische mitanhören.

Rama war viel älter als mein Vater. Er hatte einen respekt-einflößenden Schnurrbart, der einen guten Teil seines Gesichts verbarg. Seine Gattin Rukia trug stets ein Kopftuch und sah aus, als überträfe sie ihren Ehemann noch an Jahren.

Der ältere ihre Söhne, Mani, war lang und dünn geraten und außerdem schon verheiratet. Seine junge Frau ließ sich allerdings fast nie in dem von allen Seiten aus einsehbaren Garten blicken. Von Mutter wußte ich, daß Mani siebzehn und seine Frau vierzehn Jahre alt war. Als sie mir dies erzählte, schwor

ich ihr, auf gar keinen Fall so jung zu heiraten. Bei diesem Schwur, das weiß ich noch, fühlte ich mich auf einmal ein ganzes Stück größer und erwachsener. Eigentlich hatte ich von meiner Mutter ein Zeichen der Dankbarkeit erwartet, eine Umarmung oder dergleichen. Es blieb jedoch aus. Ein schwaches Lächeln war mein einziger Lohn, als ich ihr beteuerte, auf keinen Fall so jung heiraten zu wollen.

Ramas und Rukias zweiter Sohn, Vllaznim, war ungefähr in meinem Alter. Also acht oder neun Jahre alt. Er war noch schwächer als Mani. Von Mutter wußte ich, daß er schon verlobt war. Man hatte ihn der Schwester von Manis Frau versprochen, als er noch in der Wiege lag. Das war so Brauch. Daraufhin schwor ich meiner Mutter, mich auf keinen Fall so jung zu verloben wie Vllaznim. Für meine heroische Entscheidung erntete ich diesmal noch nicht einmal ein Lächeln.

Ramas und Rukias Haus und Garten konnte man vom Fenster des Zimmers meiner Eltern aus sehen, das gleichzeitig unser Wohnzimmer und ihr Schlafzimmer war. Der beste Blick bot sich aber von der kleinen Terrasse davor. Neben Ramas und Rukias Gartentor ragte einer der niemals Helligkeit verbreitenden Lichtmasten der Marschall-Tito-Straße in die Höhe.

Gewöhnlich stritt und prügelte man sich bei Rama und Rukia am späten Abend, wenn Rama aus einer der Kneipen des Städtchens zurückkam und die Haustür verschlossen vorfand. Wenn er es dann glücklich hineingeschafft hatte, warf er als erstes Rukia hinaus.

Daraufhin bekamen sich die Söhne mit dem Vater wegen der Mutter in die Wolle. Man konnte von uns aus nie genau feststellen, wer gerade auf wessen Seite war. Meistens unterstützte Mani seinen Vater gegen Rukia und Vllaznim, aber es konnte auch andersherum sein. Oft endete das ganze in einer Prügelei mit Holzscheiten oder Schuhen. Mir fiel auf, daß Manis junge Frau nie mit den Streitereien und Prügeleien zu tun hatte. Sie war überhaupt völlig unsichtbar. Wie es schien, bemühten sie sich, die Kleine aus ihren Auseinandersetzungen herauszuhal-

ten. Wahrscheinlich sahen sie ein, daß ihr zerbrechlicher Leib dabei bleibenden Schaden nehmen würde.

Ich weiß bis heute nicht, wer jedesmal so schnell die Polizei rief. Jedenfalls traf sie im Nu am Ort des Geschehens ein. Sie gehörte gewissermaßen zu den Stammgästen unserer streitsüchtigen Nachbarn.

Mit quietschenden Bremsen stoppte das blaue Polizeiauto vor der Hütte. Von unserer Terrasse aus beobachtete ich, wie die Polizisten erst zu der verschlossenen Haustür gingen und dann zurück auf die Straße. Von dort aus wieder zur Haustür. Und wieder zurück auf die Straße. Das Hin und Her dauerte ein paar Minuten. Schließlich ging die Tür auf, und Rama trat heraus. Hinter ihm erschien, wenn sie nicht weggelaufen war, Rukia. Dann steckten alle die Köpfe zusammen. Am Ende herrschte wieder Ruhe. Die Polizisten bestiegen ihr Auto und fuhren davon.

Allerdings herrschte nicht immer Krieg im Haus unserer Nachbarn.

Wenn das Wetter gut war, das hieß, wenn es nicht regnete oder schneite, zündeten sie morgens im Garten ein Feuer an. Auf niedrigen Holzstühlen ließen sie sich daran nieder und tranken friedlich zusammen Kaffee oder etwas anderes, als ob am Vorabend überhaupt nichts passiert wäre. Sie redeten unentwegt (was, konnte ich von meinem Platz auf unserer Terrasse nicht verstehen) und lachten viel. Niemals warfen sie auch nur einen einzigen Blick zu uns herüber. Wenn sie etwas interessierte, dann höchstens die Autos oder Leute, die auf der Straße vorbeikamen.

Es machte mir nichts aus, wenn sich unsere Nachbarn stritten, im Gegenteil. Mir wurde schnell langweilig, wenn es auf der anderen Straßenseite keinen Krieg gab. In all den Jahren meiner Kindheit gehörte es zu meinem täglichen Ritual, daß ich nach dem Essen und den Hausaufgaben den Kopf zum Fenster hinausstreckte, um festzustellen, was sich gerade im Haus gegenüber abspielte.

Meine Mutter hatte mir den Umgang mit Vllaznim verboten. Nicht einmal reden durfte ich mit ihm.

„Nein, das geht nicht, der ist schon als kleines Kind verlobt worden und außerdem ein Zigeuner“, erklärte sie jedesmal, wenn ich Anstalten machte, die Straße zu überqueren.

Vllaznim ging nicht in die Schule. Lange Zeit träumte ich heimlich davon, mit Vllaznim und seinem Esel zum Holz sammeln in den Wald gehen zu dürfen.

Wenn Vllaznim mit dem Holz zurückkam (manchmal war auch Mani dabei), feierten sie ein Fest. Rama verzichtete an diesem Tag auf seinen Kneipenbesuch. Sie brieten über dem Feuer im Garten Fleisch, tranken Raki dazu und machten Musik. Solche Klänge gab es im Fernsehen nicht. Sie sangen Lieder, die ich nicht verstand, und irgendwann fingen sie an zu tanzen. Jeder für sich. Nicht selten endeten die Feste mit einem großen Streit.

Dann kam wieder die Polizei. Und alles fing wieder von vorne an ...

Mein Vater war Feuerwehrmann. Er hatte nur noch wenig Haare, und diese begannen schon grau zu werden, genau wie seine Brauen und der Bart, den er sich jeden Morgen außer am Wochenende rasierte. Sein gedrungener Leib war mit einer ordentlichen Fettschicht überzogen, und Mutter beschwerte sich ständig, er sei für sein Alter viel zu dick. Mir gefiel das, denn keiner anderer meiner Klassenkameraden hatte einen Vater mit einem so mächtigen Bauch.

Wenn er zur Arbeit ging, zog sich mein Vater einen blauen Anzug an, der genau wie eine Polizeiuniform aussah. Nur hatte er keinen roten Stern an der Mütze, und an seinem breiten Gürtel hing kein Revolver wie bei den Polizisten.

Ich wußte etwas, was meine Klassenkameraden nicht wußten, nämlich daß es für das ganze Städtchen Reka nur sieben

Feuerwehrleute sowie ein großes und zwei kleine Feuerwehrautos gab. Darüber beklagte sich mein Vater ständig, wenn er sich mit Mutter über seine Arbeit unterhielt. Mutter schlug ihm dann vor, sich bei denen zu beschweren, die zuständig waren, und nicht bei ihr. Er betonte stets, seine Arbeit sei viel wichtiger, als die meisten Leute annehmen würden. Obwohl es in unserem Städtchen und den Dörfern darum herum niemals brannte. Mindestens habe ich nie von einem Brand gehört.

Trotzdem prahlte Vater mir gegenüber ständig mit seiner Arbeit. Schließlich hatte er zusammen mit seinen Kollegen die Zivilbevölkerung zu instruieren, wie sie sich bei Großbränden oder im Kriegsfall zu verhalten hatte, um ihm und den anderen Feuerwehrleuten die Arbeit zu erleichtern. Dennoch, trotz seiner wichtigen Arbeit, von der im Brandfall das Heil des ganzen Städtchens abhängen konnte, stellte der Staat meinem Vater keine Wohnung zur Verfügung.

Wenn ich auf dem Bett lag, träumte ich deshalb oft mit offenen oder halb geschlossenen Augen davon, wie ich dem Staat eine Tracht Prügel erteilte oder ihn mit einem der Revolver erschoss, die an den Gürteln der Polizisten hingen, wenn sie bei Rama und Rukia einen Streit schlichteten. Allerdings hütete ich mich davor, jemand von diesen Träumen zu erzählen. Einmal hatte ich nämlich meinen Vater zu meiner Mutter sagen hören, der Staat sehe und höre alles, was die Leute in ihren vier Wänden taten oder sagten. Deshalb getraute ich mich nicht, in unseren vier Wänden auszusprechen, was ich mit dem Staat vorhatte, wenn ich ihm einmal alleine begegnete.

Vater nahm mich nie an seinen Arbeitsplatz mit, an dem er den größten Teil seiner Zeit verbrachte. Warum, weiß ich nicht. Meine Schulkameraden erzählten ständig, was sie an den Arbeitsplätzen ihrer Eltern gesehen und erlebt hatten. Es war mein sehnlicher Wunsch, mir einmal das große rote Feuerwehrauto oder eines der beiden kleinen Feuerwehrautos anschauen zu dürfen, mit denen mein Vater bei der Arbeit zu tun

hatte. Doch das einzige Feuerwehrauto, das ich als Kind sah, kam in einem Fernsehfilm vor.

Viel schlimmer war jedoch, daß uns der Staat keine Wohnung geben wollte. Es gab kein wichtigeres Thema als dieses in meiner Familie, als ich noch ein Kind war.

Meine Mutter hatte die Aufgabe, den Haushalt zu führen, was einschloß, daß sie sich um mich, ihr einziges Kind, kümmerte. Mehrmals in der Woche ging sie auf den Markt oder in einen Laden, um einzukaufen. Sie bereitete die Mahlzeiten für mich, meinen Vater und sich selbst zu. Ferner wusch sie unsere Kleider und die Bettwäsche. Davon wurde sie manchmal so müde, daß sie meinem Vater, wenn er betonte, wie anstrengend seine Arbeit war, entgegenhielt, bei ihr sei es so schlimm, daß sie sich inzwischen schon wie eine alte Frau vorkomme. So äußerte sie sich vor allem, wenn sie an einem bestimmten Tag die Wäsche gewaschen, das Geschirr gespült und mit Wasser und Schrubber den gepflasterten Hinterhof des Hauses geputzt hatte, in dem wir wohnten.

Über die Wohnung, die wir nicht hatten, aber dringend brauchten, unterhielten sie sich vor allem, wenn ich nicht dabei war, gelegentlich aber auch in meiner Anwesenheit. Das Zimmer meiner Eltern sowie mein Zimmer, das eigentlich gar kein richtiges Zimmer war, weil man es nicht fertig ausgebaut hatte, und die Wohnungen unserer Nachbarn trennte jeweils nur eine Wand. Die Leute, mit denen wir unter einem Dach lebten, hatten mit Rama und Rukia in der Hütte gegenüber nicht das geringste gemeinsam. Sie wohnten links und rechts von uns. Deshalb, aber auch wegen des Staates, unterhielt man sich bei uns stets nur mit gedämpfter Stimme.

Mit den Nachbarn, mit denen wir unter einem Dach wohnten, hatten wir kaum Umgang.

Die Frau, die zu unserer Rechten wohnte, bekam ich nur ganz selten zu Gesicht. Ihr Name war Dita. Eigentlich hieß sie Afërdita, doch da sich allen als Dita vorstellte, wurde sie auch so gerufen. Meine Mutter hatte einmal erwähnt, sie sei drei-

unddreißig Jahre alt. Außer den Frauen im Fernsehen war Dita das einzige weibliche Wesen, von dem ich wußte, daß es sich die Haare färbte, und zwar rot. Daß ihre Haare gefärbt waren, sah ich daran, daß sie viel mehr glänzten als die Haare meiner Mutter. Außerdem hatte ich einmal im gemeinsamen Bad (uns allen im Haus stand nur dieses eine Badezimmer zur Verfügung) kleine Tüten entdeckt, auf denen eine Frau mit rotem Haar abgebildet war. Diese Frau war viel schöner als Dita. Aber keinesfalls schöner als meine Mutter.

Dita war von mittlerer Größe und hatte ein langes, hageres Gesicht mit kleinen, kastanienbraunen Augen. Es sah irgendwie komisch aus und gefiel mir nicht besonders. Sie benutzte nur dieses Haarfärbemittel, aber keine Schminke. Noch nicht einmal Cremes. Mindestens nicht so viel wie meine Mutter.

Ich wußte von Mutter, daß Dita irgendwo arbeitet, wo sie mit Büchern zu tun hatte, und daß sie viel Fernsehen schaute. Keine Ahnung, woher Mutter wußte, daß Dita viel Fernsehen schaute. Meine Mutter hat nämlich, soweit ich weiß, nie Ditas Wohnung betreten. Das mit den Büchern hatte ich selber überprüfen können, denn wenn sie von der Arbeit kam, trug sie nicht nur die Tasche mit ihren Einkäufen in der Hand, sondern unter dem Arm stets auch Bücher oder Zeitungen. Einmal hörte ich meine Mutter zu meinem Vater sagen, Dita werde eine alte Jungfer bleiben, wenn sie nicht lernte, sich einem Mann so hinzugeben wie den Büchern und dem Fernsehen. Weil sie nie zu uns kam und meine Eltern sie ebenfalls nicht besuchten, konnte ich mir zunächst kein Bild von ihrem Zimmer machen. Das ließ mir keine Ruhe. Mich interessierte brennend, wie eine erwachsene Frau, die nicht verheiratet war, lebte.

Dann gelang es mir einmal, von dem großen, finsternen Korridor aus einen Blick in ihr Zimmer zu werfen, als Dita in die gemeinsame Küche gegangen war und ihre Türe einen Spalt hatte offenstehen lassen. Das wiederholte sich. Unter einem Vorwand ging ich dann hinaus, um vielleicht einen Blick durch den Türspalt zu erhaschen. Gewöhnlich lächelte sie mich an,

wenn wir uns auf dem Flur begegneten, und ich begann, Dita etwas mehr zu mögen. Einmal an einem Vormittag, als sie zurückkam, um etwas zu holen, das sie vergessen hatte, stand die Tür richtig offen. Ich machte mich gerade für die Schule fertig, obwohl der Unterricht erst in zwei oder drei Stunden begann. Das einzige, an was ich mich erinnerte, als Dita die Tür wieder hinter sich geschlossen hatte, war, daß darin die Blautöne vorherrschten. Der Teppich, das Sofa, die Tischdecke, die Vorhänge, alles war blau. Es gab einen großen Bücherschrank aus dunklem Holz voller Bücher. Auch diese Bücher hatte ich blau in Erinnerung, doch das konnte eigentlich nicht sein, weil die meisten Bücher für Erwachsene, wie mir aufgefallen war, einen roten Umschlag hatten. Ich erinnere mich, daß ich damals unbändig stolz war, weil ich es geschafft hatte, hinter ein Geheimnis zu kommen, das ich nun mit Dita teilte. Ihr Zimmer gefiel mir. Es sah ganz anders aus als unser Zimmer oder die Zimmer der Leute, die ich manchmal, wenn auch selten, mit meinen Eltern besuchte.

Die Nachbarn im Zimmer links neben uns, ein Ehepaar, unterschieden sich sehr von Dita. Sie glichen mehr meinen Eltern, wenn sie auch kein Kind besaßen. Mit ihnen hatten wir gar keinen Kontakt. Ich wußte, daß der Mann Artur hieß und seine Frau Ana. Die beiden waren katholisch, und das wird wohl der Grund dafür gewesen sein, daß zwischen uns (ich tat natürlich, was meine Eltern taten) und dem jungen Ehepaar eine gewisse Distanz herrschte, obwohl wir die gleiche Sprache sprachen. Gelegentlich, wenn wir uns zufällig auf dem Flur vor der gemeinsamen Küche oder dem gemeinsamen Badezimmer begegneten, wechselten wir ein paar Worte, aber mehr als ein Guten Tag oder Guten Abend war es selten. Ich wußte, daß die beiden im gleichen Betrieb arbeiteten, und zwar in Wechselschicht, einmal früh, einmal spät. Was genau sie taten, wußte ich nicht. Aber mir gefiel ihr Arbeitsrhythmus. Ständig hoffte ich, auch meine Eltern würden einmal gemeinsam zur Arbeit gehen, so daß ich alleine in der Wohnung bleiben konnte. Mit

Artur und Ana verband mich nicht mehr, als daß wir unter dem gleichen Dach wohnten, deshalb war es mir egal, ob sie in ihrem Zimmer waren oder nicht. Außer natürlich morgens, wenn in unserem Haus zu einer bestimmten Zeit auf einmal alle Türen gingen und alle Bewohner sich bemühten, so schnell wie möglich ins Badezimmer oder auf das WC zu kommen.

Was mich sehr beschäftigte, waren die schlaftrunkenen und aufgedunsenen Gesichter, die ich am Morgen zu sehen bekam. Ich getraute mich aber nicht, mit Vater oder Mutter darüber zu reden. Ihre Gesichter waren ebenfalls verquollen.

Zu Mutters üblichen Ritualen gehörte es, meinen Vater zu begleiten, wenn er sich morgens auf den Weg zur Arbeit machte. Mindestens bis zur Flurtür.

Weshalb sie das tat, weiß ich nicht.

Ich hatte nie erlebt, daß meine Eltern sich laut stritten oder daß mein Vater meine Mutter anschrie. Unser Leben verlief in anderen Bahnen als das Leben unserer Romanachbarn. Anders auch, als das Leben von Artur und Ana. Von Dita gar nicht zu reden.

Mir war es recht, wenn ich vormittags Schule hatte. Dann stand ich zusammen mit meinen Eltern auf. Sie unterhielten sich über Dinge, die abends gewöhnlich nicht zur Sprache kamen. Daß meine Anwesenheit dabei nicht als störend empfunden wurde, gab mir das Gefühl, ich sei fast schon erwachsen.

Wenn ich erst nachmittags zum Unterrichte mußte, war alles anders. Früh aufzuwachen, war mir dann verboten. Mindestens mußte ich im Bett liegenbleiben. Meine Mutter beharrte nämlich auf der Meinung, daß man schneller wächst, wenn man viel schläft. Das war einer ihrer Lieblingsprüche.

Freunde, mit denen ich gemeinsam hätte lernen oder spielen können, gab es in der Nachbarschaft keine. Nicht einmal einen Altersgenossen.

Ein Grund, wieso ich mich von den anderen Kindern fernhielt, war, daß ich mich für unsere kleine Wohnung schämte und deshalb niemand einladen mochte. Andererseits ließ mich meine Mutter zum Spielen noch nicht einmal auf den Hof, geschweige denn auf die Straße. Obwohl ich es meiner Mutter verschwieg, haßte ich unsere Wohnung und träumte von einem Umzug. Als Auslauf hatte ich nur die Terrasse, und außer dem Fernseher im Zimmer meiner Eltern gab es wenig, mit dem ich mich beschäftigen konnte. Nachts verwandelte sich unser Wohnzimmer in das Schlafzimmer von Mutter und Vater. In der Mitte stand ein alter Tisch mit einer lila Decke und vier stabilen Stühlen, auf denen wir zum Essen Platz nahmen. Morgens tranken meine Eltern ihren Kaffee an diesem Tisch. Unter den Fenstern, die mit durchsichtigen weißen Gardinen für den Tag und dicken grünen Vorhängen für die Nacht versehen waren, standen zwei Sofas. Eines davon diente Mutter und Vater als Schlafstatt. An der Wand gegenüber der Tür zu meinem Zimmer stand ein großer, weißemaillierter Herd, der mit Holz beheizt wurde. Daran fehlte es uns nie. Gegen Bezahlung holten es ältere Jungen, die ich nicht kannte, für meinen Vater mit einem Esel oder einem Pferd aus dem Wald. Auf diesem Herd kochte meine Mutter das Essen, den Kaffee für sich und Vater sowie den Tee und die Milch für mich. Außerdem machte sie darauf das Wasser heiß, mit dem sie in der Küche das Geschirr abspülte. Fast nie bereitete sie das Essen in der Gemeinschaftsküche zu. Es war ihr schon unangenehm, daß sie dort das Geschirr abspülen mußte.

Ich habe die gemeinsame Küche und das gemeinsame Badezimmer immer gehaßt. Auch dies gehörte zu den Gründen dafür, daß ich nie Freunde hatte. Die meisten von ihnen wohnten besser als wir, in Häusern oder Wohnungen mit eigener Küche und eigenem Bad. Das konnte ich feststellen, wenn ich gelegentlich bei einem Klassenkameraden zum Geburtstag eingeladen war. Oder wenn wir von der Klasse aus einen kranken Mitschüler besuchten. Oder bei ähnlichen Gelegenheiten.

Einmal war ich bei einem Klassenkameraden zu Hause, der Artan hieß und in einem der „roten Bauten“ im Zentrum unseres Städtchens wohnte. Er war krank und konnte nicht zur Schule kommen.

Wir alle wußten, daß sein Vater ein wichtiger Mann bei der Gemeindeverwaltung war. Ich hatte Artan auch schon aus einem großen neuen Auto aussteigen sehen. Zum Abschied war er von einem Herrn mit weißem Hemd, Krawatte und dunklem Anzug umarmt worden. Das muß sein Vater gewesen sein. Daraufhin stellte ich mir vor, wie es wäre, wenn mein Vater einen genauso wichtigen Posten wie Artans Vater gehabt und mich gleichfalls mit dem Auto zur Schule gebracht hätte. Ich weiß noch, daß ich Artan von dem Tag an, als ich ihn aus dem Auto steigen sah, mit anderen, neidischen Augen betrachtete.

Artan war schon den fünften Tag nicht in der Schule erschienen. Der Lehrer hatte sechs Jungen und Mädchen aus der Klasse für einen Krankenbesuch ausgewählt. Mir ist immer noch schleierhaft, weshalb ausgerechnet ich mitgenommen wurde. Ich war bloß ein mittelmäßiger Schüler. Nicht besonders schlecht, aber auch nicht gerade gut.

Jedenfalls war es das erste Mal, daß mir eine solche Ehre widerfuhr. Bisher hatte unser Lehrer mich nie beachtet. Wahrscheinlich, weil mein Vater nicht wichtig genug war. Oder weil ich in der Klasse nicht auffiel, weder positiv noch negativ.

Einige Tage vor dem Besuch bei Artan sammelten wir in der Klasse Geld für Blumen, Schokolade, Kekse und zwei Bücher.

Am Abend vorher konnte ich nicht einschlafen. Vor allem war ich sehr gespannt auf die Wohnung im „roten Bau“. Ich schaute nicht einmal aus dem Fenster, um herauszufinden, was sich drüben bei Rama und Rukia abspielte. So etwas kam nur selten vor.

Auch am nächsten Morgen, an dem ich zusammen mit Mutter und Vater aufstand, verzichtete ich auf den entsprechenden Blick. Ich wollte den Tag so schnell wie möglich beginnen. Meinen Eltern erzählte ich nichts von dem Ereignis. Nur ein paar

Tage vorher, als ich Geld für die Sammlung brauchte, hatte ich meiner Mutter gegenüber flüchtig den Grund erwähnt.

Artan besaß ein eigenes Zimmer. Er lag in einem großen, weißlackierten Bett. Darüber war ein Regal mit vielen Büchern angebracht. Ich wagte gar nicht, richtig hinzuschauen. Vor dem mit einem beigen Schlafanzug bekleidete Artan stand ein Fernsehapparat. Große, bunte Plakate von Sängern und Musikgruppen, deren Namen ich noch nie gehört hatte, schmückten die schneeweißen Wände. ABBA, Santana, Tina Turner ... Außerdem gab es noch Bilder von ein paar hübschen Frauen, die fast nichts anhatten. Das war etwas ganz Neues für mich.

Der Lehrer trug an diesem Tag seine besten Kleider. Für uns hatte er keine Augen. Er beschäftigte sich nur mit der Hausherrin, Artans Mutter, und ab und zu auch mit Artan selbst. Wir saßen auf dem Fußboden, auf einem dicken Teppich, der so weich war, daß unser Füße und Hintern darin einsanken. Unser Lehrer und Artans Mutter hatten auf schwarzen Lederstühlen Platz genommen. Artan blätterte in einem Buch mit vielen Fotos und beachtete uns fast gar nicht. Ich weiß noch, daß ich ihn beneidete.

Von seiner Mutter bekamen wir Saft, Kekse und Schokolade angeboten. Mit unserem Lehrer zusammen trank sie einen Kaffee und ein Glas Raki. Ich glaube nicht, daß wir länger als eine halbe Stunde an diesem angenehmen Ort verbracht haben. Als wir unsere Schuhe wieder anzogen, um zu gehen, versuchte ich, ohne daß es dem Lehrer und meinen Klassenkameraden auffiel, einen Blick auf die restliche Wohnung zu werfen. Außer einem Fernseher in dem Zimmer gegenüber der Wohnungstür bekam ich aber nichts zu Gesicht. Die betreffende Tür stand offen, aber die anderen Türen, vier oder fünf an der Zahl, waren geschlossen.

Ich weiß noch, daß ich nach diesem Besuch oft davon träumte, zusammen mit meiner Mutter und meinem Vater in eine Wohnung zu ziehen, wie Artan und seine Eltern sie besaßen. Mit einem Flur ganz für uns allein, drei großen Zimmern und

einem Extrazimmer für mich. Dann konnte ich auch einmal krank werden und mich von meinen Klassenkameraden und dem Lehrer besuchen lassen, damit sie sich ein Bild davon machten, wie ich lebte. Der Lehrer würde den Besuch bei meinem Vater und meiner Mutter telefonisch anmelden.

Das Zimmer, das ich zu dieser Zeit bewohnte, war für Kinder nicht sehr geeignet, wenn man es überhaupt als Zimmer bezeichnen konnte. Die Wände waren unverputzt. Die roten Ziegel strahlten ständig Kälte aus, so daß ich fror.

In der Zimmerecke gab es einen Papierstapel. Mein Vater warf alle Papiere, die er von der Arbeit mitbrachte, auf diesen Stapel. Jedesmal rechtfertigte er sich damit, im anderen Zimmer sei kein Platz, und die Schriftstücke ganz wegzuwerfen, getraue er sich nicht, dazu seien sie zu wichtig. Vaters sämtliche Papiere und Zeitungen hatten ihren Platz also gegenüber meinem Bett. Abends schaute ich auf den Stapel, der langsam immer höher wurde.

Anders als im Zimmer meiner Eltern, wo ein Teppich den Dielenboden bedeckte, der immer knarrte, wenn man schnell ging, war der Fußboden in meinem Zimmer aus nacktem Beton. Darauf lag nur ein zerschlissener roter Läufer mit einem eingewebten schwarzen Doppeladler. Zwei vorhanglose Fenster gaben dem unfertigen Raum Licht. Durch das eine sah ich den Berg, der ein Stück von unserem Haus entfernt aufragte, das andere war eigentlich eine Glastür und ging auf einen kleinen Balkon hinaus. Von diesem Balkon aus konnte ich den Garten vor Ramas und Rukias Haus nicht einsehen. Nur der Giebel ihrer Hütte war sichtbar.

Unser Vermieter war ein hochgewachsener Mann mit einer knubbeligen Nase und einem schmalen Bärtchen über den dicken Lippen. Stets trug er schwarze Hosen und ein schwarzes Sakko, dazu ein weißes Hemd und ebenfalls weiße Socken zu schwarzen Schuhen. Eine bunte Krawatte zierte seine Brust. Er

hatte vorstehende Augen, aus denen er mich merkwürdig ansah, wenn ich ihn grüßte. Dann fürchtete ich mich. Er hieß Ragip Hodscha und kam mir älter vor als mein Vater.

Ragip Hodscha führte im Erdgeschoß des Hauses, in dem wir wohnten, einen Laden. Mutter und Vater hatten mir verboten, diesen Laden zu betreten, denn unser Vermieter gab mir dann jedesmal Schokolade und Süßigkeiten, die er meinen Eltern allerdings nicht anscrieb. Ich wußte, daß Ragip kein Hodscha war, obwohl er Hodscha hieß. Stets trug er eine Baskenmütze auf dem Kopf, mit der er allerdings einem Hodscha in Amtstracht schon ähnelte.

Eigentlich war ich wegen seiner Mütze und seinem Nachnamen nicht völlig überzeugt, daß es sich bei ihm um keinen richtigen Hodscha handelte. Das gab ich aber niemandem gegenüber offen zu.

„Ist Ragip Hodscha ein Hodscha?“ pflegte ich meinen Vater zu fragen.

„Er ist eigentlich kein Hodscha, aber trotzdem mehr Hodscha als jeder richtige Hodscha“, antwortete mein Vater dann, ohne mich darüber aufzuklären, wie jemand mehr Hodscha sein konnte als jeder Hodscha, ohne eigentlich ein Hodscha zu sein. „Der Hodscha arbeitet heute nicht. Der Hodscha ist heute beten gegangen. Der Hodscha schläft heute. Der Hodscha ist auf dem Weg nach Mekka. Der Hodscha ist betrunken. Der Hodscha hat heute seine Baskenmütze nicht auf.“ So lästerte mein Vater gelegentlich über unseren Vermieter, und zwar gerade dann, wenn ich am wenigsten gute Laune von ihm erwartet hätte.

Da wir im ersten Stock des unteren Teils von Ragip Hodschas Haus wohnten, belästigte uns vor allem abends oft der Lärm, den seine Kundschaft machte. Ragip hielt seinen Laden lange offen, bevor er in das Dorf zurückkehrte, in dem er wohnte. Ich weiß nicht, ob er verheiratet war und Kinder hatte. Einmal wollte ich von Mutter wissen, wieso sich Ragip Hodscha zwei Häuser leisten konnte (hätte ich meinen Vater gefragt, hätte er mich wieder ausgelacht). „Deutschland hat ihm alles gegeben!“

antwortete Mutter kurz angebunden. Danach habe ich sie nie mehr nach dem Grund von Ragip Hodschas Wohlstand gefragt.

Weil ich mich selber schon für sehr erwachsen hielt und Mutter dies anerkannte, waren wir übereingekommen, daß ich ab und zu in den Ort ging, um Brot einzukaufen. Das war eine leichte Arbeit. Für Lebensmittel und Kleidungsstücke sorgte Mutter. Und gewöhnlich wollte sie niemand beim Einkaufen dabei haben.

An diesem Sonntag saßen wir drei, wie üblich, zu Hause vor dem Fernseher. Ich glaube nicht, daß viel geredet wurde. Wir sahen einfach fern, wie meistens an den Wochenenden und Feiertagen. Gegen Mittag bereitete Mutter das Mittagessen zu und abends das Abendessen. Der einzige Unterschied zur Woche vorher war, daß es den ganzen Tag in Strömen regnete und Reka sich im Halbschlaf befand. Wenn ich aus dem Fenster auf die Marschall-Tito-Straße hinausschaute, sah ich nur den glänzenden schwarzen Asphalt, auf dem Regentropfen zerplatzten. Von meinem Zimmer aus, in das ich hin und wieder ging, um mich aufs Bett zu legen, konnte ich die in schwere Wolken gehüllten Berge erblicken. Regen und Wolken waren ein Bündnis eingegangen, um unserem Städtchen diesen grauen Tag aufzuzwingen.

Am Montag war alles wieder ganz anders. Der Regen hatte aufgehört. Über den Gipfeln schimmerte ein tiefblauer Himmel. Dafür hatte sich über Nacht eine Schneedecke über das Land gelegt. In meinen Plastikstiefeln versank ich bis zu den Knöcheln darin. Vater war bereits bei der Arbeit.

Die Straße war noch genauso verlassen wie am Nachmittag zuvor. Aus dem Abstand waren ein paar vereinzelt Fußgänger nur als dunkle, gesichtslose Flecke zu erkennen.

Es machte mir Spaß, durch den Schnee zu stapfen.

Ich weiß nicht genau, ob es Rizas Sohn war, der mich bediente, auf jeden Fall glich er dem Bäcker aufs Haar. Vom schwarzen Schopf bis zu den Füßen, die in Schlappen steckten, war er mit weißem Mehl bestäubt. In einem Heft mit Spalten

notierte er sich, wie viele Brote ich mitnahm. Es waren es zwei, wie üblich. Am Monatsende beglich Vater dann die Rechnung.

„Bist du jemand begegnet?“ fragte mich Mutter wie jedesmal, wenn ich mit dem Frühstücksbrot zurückkam.

„Nein, niemand“, antwortete ich, wie jedesmal. Auch wenn mir jemand begegnet gewesen wäre, hätte ich es ihr verschwiegen. Außerdem kannte ich nur sehr wenige Leute. Und meine Bekannten kannten meine Eltern nicht.

„Hast du Ragip gesehen?“ fragte sie mich. Wie jedesmal.

„Ja, er schaufelt den Schnee vor seinem Laden weg“, antwortete ich. Obwohl ich auch etwas anderes hätte sagen können.

Im Gegensatz zu den ganzen anderen Leute nannte Mutter Ragip Hodscha nie Ragip Hodscha, sondern verwendete nur seinen Vornamen.

Etwas Besonderes hatte es an diesem Tag allerdings gegeben. Nur wollte ich es ihr nicht sagen. Vor dem Café Belgrad gab es einen großen Blutfleck. Hätte ich davon erzählt, wären mir tausend Erklärungen abverlangt worden, und dazu hatte ich überhaupt keine Lust. Außerdem war im und am Café Belgrad kein Mensch zu entdecken gewesen. Die Scheiben des Lokals, das ich noch nie betreten hatte, waren von außen zugefroren.

Vor Ramas und Rukias Haus herrschte ausnahmsweise Ruhe. Links von der Hütte stand zusammengekrümmt ein kleines, zerbrechliches Wesen und hackte Holz. Nach einer Weile lud es sich die Arme voll und ging ins Haus. Das war bestimmt die Frau von Mani gewesen, Ramas und Rukias ältestem Sohn.

Ich zog mich für die Schule um und packte Bücher und Hefte in meine Tasche. Obwohl ich wußte, daß ich mich erst in drei Stunden auf den Weg machen mußte. Den Blutfleck würde ich nicht zu sehen bekommen, denn die Schule lag von unserem Haus aus in der anderen Richtung, im unteren Teil der Marschall-Tito-Straße. Ich wollte mir über die rote Masse nicht den Kopf zerbrechen.

Mutter ging nicht jeden Tag einkaufen. Aber wenn sie ging, brauchte sie viel Zeit für ihre Vorbereitungen.

Zuerst machte sie sich auf den Weg in das gemeinsame Badezimmer, um sich zu waschen. Wenn sie zurückkam, trug sie einen weiten, lilafarbenen Bademantel. Ihre langen Haare hatte sie in ein Handtuch gehüllt. Dadurch wirkte ihr Gesicht ganz blank.

Dann ging sie in mein Zimmer und ließ sich vor dem großen Spiegel am Kopfende meines Bettes nieder. Sie näherte ihre Nase der gläsernen Fläche und zog sie dann wieder zurück. Dieser Vorgang wiederholte sich mehrmals. Schließlich trug sie mit ihren langen Fingern, deren Nägel rot lackiert waren, eine weiße Creme auf. Soweit ich mich erinnern kann, waren ihre Fingernägel kurz, aber stets rot lackiert. Sie tuschte die Wimpern schwarz und zog ihre dünnen Brauen mit einem Stift nach, der aussah wie die Bleistifte, die ich in der Schule benutzte. Ihren Stift wagte ich nicht anzufassen, weil sie es mir strengstens verboten hatte.

Wenn Mutter auf dem alten Stuhl vor dem großen Spiegel Platz nahm, ging ich gewöhnlich ins andere Zimmer und versuchte fernzusehen. Aber an diesem Vormittag gab es im Fernsehen nichts, was mich interessierte. Märchen für Kleinkinder und solches Zeug. Oder Sendungen über wilde Tiere, vor denen ich mich aber fürchtete..

Deshalb nutzte ich die Zeit, in der Mutter sich nach dem Waschen schminkte, um meine Hausaufgaben zu machen.

Wenn es keine Hausaufgaben zu machen gab, las ich Bücher, die ich mir in der Schulbibliothek besorgte. Vater kaufte nie ein Buch. Und bei Dita hatte ich mir noch keines auszuleihen getraut. Am liebsten las ich im Liegen. Auf meinem Bett war ich allein mit den Leuten, die in den Büchern vorkamen. Obwohl ich erst neun Jahre alt war, gefielen mir Bücher am besten von allem. Sie zogen mich hinein in ihre Welt.

Wenn ich in ein Buch vertieft war, war es schwer, mich aus meinem Zimmer zu vertreiben. Wenn Mutter hereinkam, um

vor dem Spiegel Platz zu nehmen, verlangte sie erst gar nicht, daß ich hinausging. Ich blieb also.

Aus den Augenwinkeln schaute ich ihr im Spiegel zu, wie sie sich das Gesicht und den Brustansatz eincremte, der in dem oben ein wenig auseinanderklaffenden Bademantel sichtbar wurde. Ihre Bewegungen waren langsam und bedächtig. Manchmal trafen sich unsere Blicke im Spiegel, ganz kurz, fast verstohlen. Wir schwiegen beide. Als sie fertig war, erhob sie sich von dem alten Stuhl vor dem Spiegel und ging ins andere Zimmer hinüber. Nach ein paar Minuten kam sie wieder. Sie trat an mein Bett, streichelte mir über den Kopf und teilte mir mit, sie würde mein Essen zubereiten, wenn sie vom Einkaufen zurückkäme.

Der Schnee hatte bei uns im Städtchen zu schmelzen begonnen. Abends im Bett hörte ich den verharschten Schnee über das Dach rutschen. Das Schmelzwasser hatte auch den großen roten Fleck vor dem Café Belgrad weggespült. Vater und Mutter hatten mir nicht erzählt, wie es zu dem Fleck gekommen war, obwohl ich genau wußte, daß sie darüber gesprochen hatten.

Ich weiß noch, daß ich in jener Woche nachmittags zum Unterricht mußte. Niemals sonst habe ich Vater so erschrocken erlebt wie an diesem Morgen. Als er sich auf den Weg zur Arbeit gemacht hatte, stand ich auf. Doch kurz darauf stand er schon wieder in der Wohnung, mit einem Blatt Papier in der Hand.

„Verbrenne diesen Mist auf der Stelle“, forderte er Mutter in meiner Gegenwart auf. Ich weiß auch noch, daß er sie außerdem anwies, niemandem gegenüber auch nur ein Wort über diesen ... Mist, wie er noch einmal sagte, zu verlieren.

„Und was ist mit Ragip?“ fragte Mutter gelassen.

„Was soll mit Ragip sein? Ich weiß nichts von Ragip. Ich weiß von gar nichts! Ich weiß nur, daß du diese Geschichte niemandem gegenüber erwähnen darfst. Die Sache könnte uns den

Kopf kosten“, sagte Vater und schaute ihr dabei fest in die Augen. Daß ich Zeuge dieses Dialogs war, übersahen sie.

Es war das erste Mal, daß Vater Ragip Hodschas Namen ohne Spott aussprach. Ohne einen Witz über seinen Nachnamen zu reißen.

Dann ging Vater wieder weg. Er verabschiedete sich nicht von uns. Mutter nahm das weiße Blatt, das ein bißchen wie eine Zeitung aussah, warf einen Blick darauf, öffnete das Türchen am Herd und steckte zwei Holzscheite hinein. Dann das Blatt. Nie hatte ich meine Mutter mit soviel Sorgfalt ein Blatt Papier verbrennen sehen. Gewöhnlich wurde Papier bei uns sowieso nicht verbrannt, sondern auf den Stapel in meinem Zimmer geworfen.

„Was war das denn für ein Stück Papier?“ fragte ich in möglichst gleichgültigem Ton.

„Ein Flugblatt. Gegen den Staat. Sie haben es in der Nacht in alle Briefkästen gesteckt. Wenn du größer bist, wirst du schon noch lernen, was ein Flugblatt ist“, erwiderte sie im selben gleichgültigen Ton.

„Und wer verteilt diese Flugblätter gegen den Staat?“ fragte ich mit einer gewissen Schadenfreude. Schließlich ging es offensichtlich um den gleichen Staat, der uns keine Wohnung gab und zu Handlungen imstande war, vor denen besonders Vater große Angst hatte.

„Ich weiß nicht, wer sie verteilt. Ich weiß, daß du auf keinen Fall darüber reden darfst, sonst werfen sie uns auf die Straße, und es ergeht uns noch schlimmer als schon jetzt“, gab sie in ärgerlichem Ton zurück.

„Haben sie auch bei Rama und Rukia so ein Blatt eingeworfen?“ fragte ich weiter, einen strafenden Blick riskierend.

„Keine Ahnung. Und jetzt geh und schlaf noch ein bißchen. Du hast ja erst am Nachmittag Schule. Und ich muß heute auf den Markt. Vergiß das Flugblatt einfach. Rede mit niemand darüber. Und sag Vater nicht, daß ich mit dir darüber gesprochen habe, sonst reißt er mir den Kopf ab“, sagte sie und öff-

nete für mich die Tür zu meinem Zimmer, in dem es viel kälter war als im Wohnzimmer.

Natürlich konnte ich nicht schlafen. Doch jetzt beschäftigten mich nicht Artans schöne Wohnung oder der rote Fleck, den das Schmelzwasser weggespült hatte, obwohl ich mir immer noch den Kopf zerbrach, wessen Blut es gewesen war. Jetzt beschäftigte mich das staatsfeindliche Flugblatt. Wenn es darin wirklich gegen den Staat ging, war ich auf der Seite des Flugblatts.

Mutter vertrieb den Gedanken an das Flugblatt aus meinem Kopf. Sie kam zu mir ins Zimmer, wo ich auf der Seite in meinem Bett lag. Ich weiß nicht, ob sie bemerkte, daß meine Augen geöffnet waren. Sie hatte sich gerade die Haare gewaschen, denn ein Handtuch war um ihren Kopf gewickelt. Aus dem Schrank, in dem meine, ihre und Vaters Sachen aufbewahrt wurden, holte sie ihr frisch gebügeltes Kleid hervor. Ich schaute verstohlen zu. Ihr Bademantel stand vorne offen, als sie sich schwarze Strümpfe anzog, die ihre Haut noch weißer erscheinen ließen. Dann legte sie ihren Bademantel ab. Ich konnte ihren schwarzen Schlüpfer und die runden Brüste in dem schwarzen Büstenhalter sehen. Ihre Haut war an allen Stellen weiß. Am Bauch hatte sie ein paar Falten, die mir nicht gefielen. Ohne das Handtuch vom Kopf zu nehmen, zog sie sich vor dem großen Spiegel in meinem Zimmer das blaue Kleid an.

„Heute kaufe ich das Brot ein. Du bleibst zu Hause, hörst du? Geh auf keinen Fall auf die Straße. Das ist eine böse Geschichte mit diesen Flugblättern. Wir müssen erst einmal abwarten, was passiert ...“, sagte sie und ging aus dem Zimmer. ohne meine Antwort abzuwarten.

Ohne mich zu umarmen, ohne mir zu sagen, wann sie zurückkommen würde. Ohne mich auch nur anzuschauen.

Kurz darauf stand ich auf, um nachzusehen, ob sie schon weg war. Ich öffnete die Zimmertür und stellte fest, daß sie inzwischen ihre schwarzen Schuhe angezogen hatte. Die mit den hohen Absätzen. Von hinten sah ich ihre Haare. Das Handtuch hing über einem Stuhl an dem Tisch, an dem wir aßen. Dann

schlug die Tür zu, und sie war weg. Wieder, ohne daß sie mich angeschaut hatte.

Der Fernseher war eingeschaltet. Es lief ein Dokumentarfilm über Fische. Besser Fische als Löwen und Tiger. Die ganze Terrasse war voll von Wäsche, die Mutter zum Trocknen aufgehängt hatte. Aber ich glaube, sie war, statt zu trocknen, in der Kälte gefroren. Vom Fenster aus sah ich Mutter die Marschall-Tito-Straße hinuntergehen. Sie hätte mich nicht gesehen, selbst wenn sie sich umgedreht hätte, weil ich hinter dem großen Vorhang versteckt war. Unter meinen bloßen Füßen spürte ich den kalten Boden. Aber das störte mich nicht. Ich wollte unbedingt meiner Mutter nachschauen. Ich weiß auch nicht, warum.

Aus dem Schornstein von Ramas und Rukias Haus quoll Rauch. Keiner von den Nachbarn ließ sich draußen blicken. Obwohl die Sonne schien.

Mutter erschien in meinem Blickfeld. Bevor sie sich auf den Weg die Hauptstraße hinunter machte, schaute sie, wie immer, wenn sie einkaufen ging, auch an diesem Tag in Ragip Hodschas Laden vorbei. Sie erkundigte sich dann, wie ich wußte, welche von den Dingen, die sie brauchte, es bei ihm nicht gab. Was Ragip Hodscha in seinem Laden führte, mußte sie nicht in der Stadt einkaufen. Sie holte auf dem Rückweg vom Markt ab, was sie vorher bestellt hatte. Wie beim Bäcker Riza beglichen wir auch bei Ragip Hodscha die Rechnung nicht bei jedem Einkauf, sondern erst am Monatsende, wenn Vater seinen Lohn erhielt. Dann bezahlte er bei unserem Vermieter zusammen mit der Miete auch unsere Schulden.

Inzwischen sah ich Mutters Rücken zwar noch inmitten der kleinen Schar von Menschen auf der Marschall-Tito-Straße, aber ihr blaues Kleid und die schwarze Mähne, die ihr über die Schultern fiel, konnte ich nicht mehr genau erkennen.

Meine Füße froren auf dem kalten Beton, deshalb ging ich in das warme Zimmer. Und dort zum Herd. Ich öffnete das kleine Türchen, durch das man Holz nachlegte. Von dem Flugblatt war nichts mehr zu sehen. Im Fernsehen lief immer noch die Sen-

dung mit den Fischen. Auf dem Herd stand ein Topf mit Essen, den Mutter zur Seite zu stellen vergessen hatte. Wenn er auf dem Feuer stehen blieb, würde alles anbrennen. Und angebrannte Speisen konnte sie überhaupt nicht leiden. Wie lange das Essen schon kochte, wußte ich nicht. Aber ich wußte, daß es noch nicht angebrannt war, denn es roch nicht danach. Manchmal roch ich Angebranntes ganz gern. Aber Mutter davon zu erzählen, hätte ich mir nie getraut. Es war immer noch nicht Zeit, in die Schule zu gehen. Ich nahm das Essen vom Feuer. Auf dem Tisch lag eine alte Zeitung mit einem Foto des Genossen Tito.

Ich ging zurück in mein kaltes Zimmer. In den Laken auf meinem Bett war noch etwas von der Wärme der Nacht übrig. In der Ecke lag der Stapel mit Vaters Papieren. Es hätte mich interessiert, was diese Schriftstücke von dem Flugblatt aus dem gleichen Material unterschied, das verbrannt war. Ich schaute zum Fenster hinaus. Die Masse der Wolken umarmte inzwischen den großen Berg. Sie waren so weiß, daß es einen fast blendete.

Ich wußte nicht, wie lange ich geschlafen hatte, auf jeden Fall weckte mich in schrecklich lauter Lastwagen auf. Ich zitterte am ganzen Leib. Es war bestimmt einer dieser mit langen, geraden Baumstämmen beladener Sattelschlepper gewesen, die vor unserem Haus immer herschallteten. Dann heulten sie wie die wilden Tiere.

Von Mutter keine Spur. Sie war immer noch nicht vom Einkaufen zurück. Nach dem Aufstehen ging ich ins Wohnzimmer und stellte fest, daß das Feuer im Herd, auf dem das Essen gekocht wurde, inzwischen ausgegangen war. Im Zimmer wurde es langsam kalt. Es wurde Zeit, daß ich mich für die Schule fertigmache. Diesmal, ohne zu Mittag gegessen zu haben. Ich hatte aber auch keinen Appetit. So zog ich mich an und steckte meine Bücher und Hefte in die große Schultasche, die wie ein

kleiner Koffer aussah, und hängte mir diese wie immer über die Schulter. Dann trat ich noch einmal hinaus auf den Balkon und schaute die Marschall-Tito-Straße hinauf und hinunter, um festzustellen, ob Mutter nicht endlich vom Einkaufen zurückkam. Sie war bereits seit vollen zwei Stunden unterwegs.

Sie ging langsam. Ihre Absätze klapperten auf dem Asphalt. In ihrer rechten Hand trug sie die hellbraune Ledertasche mit den eingekauften Sachen. In der anderen Hand hielt sie den Beutel mit den beiden Broten. Sie warf einen kurzen Blick auf die Terrasse mit der Wäsche, die sie zum Trocknen aufgehängt hatte. Dann verschwand sie in Ragip Hodschas Laden.

Ich zog meine Strümpfe und Schuhe an. Mit einiger Mühe gelang es mir, sie richtig zuzuschnüren. Dann schlüpfte ich in den schwarzen Mantel, der mir fast bis zu den Füßen reichte. Vater hatte ihn auf dem Markt erstanden, ohne mich und Mutter vorher zu fragen, ob er uns überhaupt gefiel. Mutter hatte er natürlich nicht gefallen.

Die Tür zu Ragip Hodschas Laden war von innen verriegelt, denn ein Schloß gab es nicht. Immer, wenn Ragip Hodscha seinen Laden schloß, legte er den Riegel vor. Durch die Glasscheibe der Tür war kein Ragip Hodscha zu sehen. Und meine Mutter auch nicht. Ich drehte mich um und schaute die Marschall-Tito-Straße hinauf und hinunter, ob Mutter es sich vielleicht anders überlegt hatte und noch einmal weggegangen war. Dann preßte ich meine Nase wieder gegen die Schaufensterscheibe. Ich hielt mir die Handflächen senkrecht neben die Augen, um besser sehen zu können. Abwechselnd schaute ich durch die Glasscheibe der Tür und das Schaufenster. Drinnen war niemand. Ich entdeckte nur Mutters hellbraune Ledertasche und den Beutel mit den beiden Broten. Sie lehnten am Betonsockel des nicht sehr breiten, schwarzgestrichenen Ladentischs. Dieser Ladentisch war gerade so hoch, wie ich groß war. Sooft ich in Ragip Hodschas Laden kam, überprüfte ich das mit meinem Kopf, allerdings ganz unauffällig, denn niemand sollte etwas merken.

Mutter und Ragip Hodscha sah ich nicht. Ich ging zurück auf die Marschall-Tito-Straße. Dann wieder zum Schaufenster. Drinnen rührte sich nichts. Auch die Tasche nicht, auf der oben ein paar Zwiebeln lagen, die Mutter einem der Bauern auf dem Markt abgekauft hatte. Wenn sie die Zwiebeln schälte, trännten ihr immer die Augen. Deshalb befahl sie mir jedesmal, mich fernzuhalten, damit ich nicht auch weinen mußte.

Ich war in Gedanken bei den Zwiebeln und hatte Tränen in den Augen, als ich mich auf den Weg die Marschall-Tito-Straße hinunter machte. Die Schule befand sich ein gutes Stück entfernt. Die Schultasche hing über meiner Schulter. An diesem Tag drückte sie mich mehr als sonst. Ich wollte nicht in die Schule gehen.

Aber ich wollte weg von hier. Vor Ramas und Rukias Haus herrschte Grabesstille. Mit Tränen in den Augen stiefelte ich die verfluchte Straße hinunter.

Aus dem Albanischen von Joachim Röhm